

## Die Macht der Frisuren

Die Nazis sehen im deutschen Historienfilm viel zu gut aus

Von den historischen Naziverkörperungen im deutschen Film geht ein auffälliger Glanz aus, eine Akkuratheit und Antibakterialität, die sich aus gewieneren grünen Ledermänteln, kernseifiger Haut, frischrasierten Wangen, manikürten Fingernägeln und ausgewaschenen Ohrmuscheln zusammensetzt. Ach ja, wuchernde Nasenhaare, an denen sich Staub und Schleim zu Popeln fangen, und das Elend von Kragenspeck und Krümeln im Oberlippenbart kennen diese Figuren auch nicht.

Gekonnte Sauberkeit und Frisiertheit ist eine Konvention im deutschen Filmgenre „Nazifilm“, die zuletzt wieder beim ARD-Fernsehfilm „Rommel“ zum Zuge kam. Sie entwickelt als Bildsprache eine Dynamik, die sich von einer auf Realismus und Faktizität gegründeten Inszenierung entkoppelt und sogar den guten Willen zur aufgeklärten Erzählung sabotieren kann. Filme bestehen eben nicht nur aus Dialogen, Kulissen und Darstellern, sondern auch aus Zeichen, die banal sein mögen, aber in der Lage sind, Mythen zu transportieren, die sich immer aus der Geschichte selbst rekrutieren.

Der französische Philosoph Roland Barthes machte in einem knappen Aufsatz über „Römer im Film“ darauf aufmerksam, dass der amerikanische Film in den fünfziger Jahren die römische Geschichte vor allem mit Hilfe einer Frisurenkonvention erzählte: Die Römer, ob Männer des Volkes, Soldaten oder Verschwörer, waren dazu verdammt, Stirnfransen zu tragen, niemals Glatzen. Ihre Haut glänzte vor dick ins Gesicht geschmierter Vaseline, die half, angestrengtes Denken zu versinnbildlichen. Barthes nannte den Friseur sogar „den Haupthandwerker des Films“, denn „die Stirnfransen verbreiten Evidenz, niemand kann bestreiten, dass er sich im alten Rom befindet“. Es amüsierte Barthes, dass es den Franzosen vergleichsweise leichtfalle, diese Zeichen als „kabarotistischen Gag“ zu erleben. Alle anderen aber, scheint es, mussten sich diese Römer-Darstellungen ansehen, als seien sie „natürlich“. Ein Wort, das Barthes verachtete.

In Deutschland hat man sich entschieden, dass der saubere, glatte, polierte Look der natürlichen Look der Nazis ist. Er dominiert auch Niki Steins „Rommel“, was bedauerlich ist, da hier das Wort von der Sauberkeit in einer entscheidenden, sehr starken Szene fällt. Da ist der Film gerade eine halbe Stunde alt und hätte noch einiges damit anstellen können: Rommel spricht seine Ehefrau auf die Gerichte an, dass die Juden im Osten vergast werden. Rommel: „Das passiert sogar in Frankreich, vor meinen Augen. Ich dachte immer, das sind Einzelfälle. Aber die da oben sind nicht sauber.“

Der Regisseur Niki Stein vergibt danach jede Chance, seinem Rommel den kleinen Riss in der Wahrnehmung zuzugestehen. Den Geburtstagsstrauß von Hitler nimmt Rommel für seine Frau geschmeichelt entgegen und arrangiert ihn zärtlich auf dem Geburtstagstisch. Man sieht ihm zu, als säße man im Theater.

Keine Filmsprache für den inneren Konflikt, der mit dem Wort „nicht sauber“ den besten Aufhänger gehabt hätte. Der historisch-realistische Look rehabilitiert eine faschistische Ästhetik, indem sie die Kraft von Ledermänteln, gebügelter Uniformen, ausrasierter Nacken, Messerschnitte und blendend weißer Haut nicht bricht. Das ist irrwitzig, denn wir wissen heute, dass das System auf Verstrickung angelegt war, in der niemand sauber bleiben konnte. Wir sind aus unserer historischen Distanz klüger als Rommel, dürfen es aber nicht sein, wenn wir dem historisch-realistischen Kabarett so sehr vertrauen. So kommt es, dass unsere Nazis aussehen dürfen, wie sie es wohl im Ideal intendierten, was ihnen aber im Krieg und in Ermangelung von 48-Stunden-Deos und laufend Warmwasser wohl nie gelang.

In Dieter Wellershoff Buch „Der Ernstfall. Innenansichten des Krieges“ berichtet der Kölner Schriftsteller, der 1944 als junger Soldat zur Front kam, von einer Kompaniebesichtigung durch Reichsmarschall Göring, die stattfand, unmittelbar nachdem bekanntgegeben wurde, dass Hitler das Attentat 1944 überlebt hatte. Wellershoff war damals in der Rominter Heide stationiert, in unmittelbarer Nähe zu Görings Jagdschloss Karinhall: „Wir wurden dazu auf einer großen, nach allen Seiten durch Posten gesicherten Waldlichtung in der Nähe des Jagdhauses in einem nach einer Seite offenen Karree aufgestellt und mehrfach umdriert, weil sich immer wieder zeigte, dass der schweißglatte Reichsmarschall beim Abschreiten der Fronten auf unüberwindliche Geländeschwierigkeiten wie kleine Gräben und sumpfige Stellen gestoßen wäre. Bohlen und Bretter wurden herbeigeschafft, dann wohl als zu unsicher empfunden.“ Dies nur als Beleg, wie bemüht man um die Sauberkeit „der da oben“ war, wie gefährdet diese.

Letztlich kann es nicht um noch mehr Realismus gehen, sondern um die Steigerung der Erzählqualität durch Kunst. Quentin Tarantino ließ in seinem Nazifilm-Genre-Bastard „Inglorious Bastards“ Adolf Hitler durch Martin Wuttke verkörpern, und er setzte diesem sogar eine echte Brille Hitlers auf, die aus einer amerikanischen Privatsammlung stammte. Aber diesem Voodoo-Accessoire wird im Film keinerlei Macht gegeben, es bleibt ein Privatjoke eines souveränen Regisseurs, der sich entschieden hat, der Naziführung keinen Raum über seine Bilder zu geben. Die echte Brille geht in Tarantinos brennendem Kino zusammen mit Hitler unter.

Bis sich in Deutschland die Ablösung von dem historischen Realismus vollzogen hat, der sich von Geschichtsexperten zertifizieren lässt, aber der Kunst jede Kraft abwürgt, kann man nur hoffen, dass den Filmausstatter und Filmfriseur zunehmend die Lust vergeht, glatte Ledermäntel zu polieren und das heiße Messer rauszuholen, um aus Ulrich Tukur und seinen Kollegen wieder nur fesche Wehrmachtssoldaten und SS-Männer zu zaubern. Der neue Ort für Nazifilm-Helden ist hinter der Kamera.

SARAH KHAN



Wieder ist ein Notfall eskortiert: Fahri Yardim (links) und Tobias Moretti (rechts) retten die Frau des Generalstaatsanwalts. Foto ZDF

## Das Geld liegt auf der Straße

In „Geisterfahrer“ leiden zwei Rettungssanitäter nicht lange am Helfersyndrom

Wenn andere Regisseure und Drehbuchautoren das Licht ausknipsen, klappt Lars Becker die Bürgersteige herunter und zeigt dem deutschen Fernsehseher, was die Großstadt nächtens so alles auf die Beine stellt. Seiner Kriminalserie „Nachtschicht“ verdanken wir großartige Fernsehkrimis und so gelungene Figuren wie den schießwütigen Hauptkommissar Erich Bo Erichsen, dem Armin Rohde mit allesklugen Unkenaugen eine geradezu wadenbeißerische Präsenz verleiht, oder die sonnambule Kommissarin Mimi Hu von Minh-Khai Phan-Thi, die mit ihrem dauerlächelnden Nichtspiel ziemlich erfolgreich den Kriminalfilm mit dem Zen versöhnt. Lars Beckers Filme zeichnen sich dadurch aus, dass sie, schauspielerisch gesehen, Manieriertheit mit Hyperrealismus verbinden, dramaturgisch Tragik mit Komik. Bei ihm regiert das Groteske, das – und hierbei entwickelt er seine eigene Handschrift – abrupt in menschliche Abgründe und Lebensgefahr umschlägt, was meistens sehr sehenswert ist, manchmal aber auch schiefgeht.

In seinem Film „Geisterfahrer“ blickt Lars Becker auf die Welt der Rettungssanitäter. Freddy Kowalski (Tobias Moretti) und Emile Ramzy (Fahri Yardim) sind mit

Blaulicht in Hamburg unterwegs, bergen eine Frau mit Chlorvergiftung, retten ein Kind, dem beim Verzehr der Großpackung Chicken Wings ein Flügel im Hals steckengeblieben ist. Und einmal ist auch die Frau eines Generalstaatsanwalts unter den Notfallpatienten, die wegen plötzlicher Wehen ins Krankenhaus befördert werden muss. In einer Mischung aus Verlorenheit und Kumpelkult nehmen die unterbezahlten Helfer das Leben, wie es kommt – und auch das Sterben, wenn es sein muss. Die eine Sorte Geretteter sagt ihnen „Danke“, die andere nicht, Generalstaatsanwalt Montgomery (Fritz Karl) gehört zu Letzterer, und da er sogar den Handschlag mit den Rettern seiner Frau vermeidet, regt sich beim Zuschauer ein erstes Unbehagen an der Glaubwürdigkeit dieses Films, das dann in der nächsten Szene schon überhandnimmt.

In Genua begegnen wir zwei Waffendealern, die, nachdem Montgomery sie auf seine Fahndungsliste gesetzt hat, ihn zum Abschluss freigeben. Becker inszeniert die Schwereverbrecher als Knallchargen, was nicht neu ist, allerdings hat man das Böse selten so peinlich und unerheblich gesehen. So muss Uwe Ochsenknecht als Waffenhändler Otto Schlesinger seinen Kopf unter ein onduliertes Haarstecken, das

ihn eher wie einen unterbelichteten Rokokofürsten erscheinen lässt – und so spricht er auch. Sein italienisches Pendant ist nicht besser: Gino, eine Generalversammlung von Mafia-Klischees, dessen gutge-launte Immoralität eher parodistische Züge trägt. Nicht einmal, als Gino mitten in Genua einen Polizisten aus der Nähe in den Nacken schießt, legen die beiden das Schmalspurganovenhafte ab, stattdessen rasonieren sie auf dem Niveau einer Vorabendserie darüber, wie sie jetzt Schlesingers Frau zum Schweigen bringen, die den Mord beobachtet hat und mit dem Lockgeld des Polizisten geflüchtet ist. Das Geld versteckt sie in einem Schließfach – und der Schlüssel dazu landet auf Umwegen, über Montgomery, bei Freddy und Emile.

Der Film ist dort am stärksten, wo er den Wahnwitz einer Helfertätigkeit am Rande von Leben und Tod zeigt, und in dieser Hinsicht fördert Lars Becker beeindruckende Details zutage. Und selbst die arg beschleunigte Entwicklung, welche die Hamburger Jungs hin zur Kriminalität vollziehen, trägt zuweilen sogaftige Züge. Das Burleske des arg konstruierten Falls nimmt den guten Ansätzen aber letztlich ihre menschliche Durchschlagskraft.

UWE EBBINGHAUS

Geisterfahrer läuft heute um 20.15 Uhr auf Arte.

## Inselschwulst

Hiddenseetragedie im Ersten

Das hätte ein wunderbarer Film werden können: Peter Lohmeyer spielt den einsamen Insulaner Ben, der eines Tages an den winterlichen Gestaden von Hiddensee einen Flüchtlingsjungen aus Sri Lanka von einer Segeljolle holt und vor der Polizei und einer aus Dänemark angereisten Sozialarbeiterin versteckt. Ben, das begreifen wir früh, ist selbst ein Bootsflüchtling, allerdings einer, der zu DDR-Zeiten nicht übers Meer entkam und dabei, unter dem Feuer der DDR-Grenzpolizei, seine Familie verlor. Der Grenzer von damals (Jürgen Vogel) ist der Inselpolizist von heute. Eine Geschichte von Vertrauen, Verlust und Verrat ist das und ein perfektes Setting für Peter Lohmeyer. Die Kamera von Andreas Doub sorgt dafür, dass es nur noch einen weiteren Hauptdarsteller gibt: die Insel Hiddensee in karger, winterlicher, großartig fotografierter Tristesse, die einen frösteln macht. Doch zerdehnt der Regisseur Hannu Salonen die Stimmung leider bis zum Fülßeinschlafen, der Drehbuchautorin Kristin Derfler fallen nur dürre Dialoge ein, und die Musik von Karim Sebastian Elias konterkariert das Ganze auf geradezu perverse Weise mit Schwulstballast im Stil von Rosamunde Pilcher. Lange lag er auf Halde, heute um 23.30 Uhr wird der schon 2007 für den NDR – noch zu Zeiten der inzwischen wegen Betrugs verurteilten Fernsehspielchefin Doris Heinze – produzierte Film „Spur der Hoffnung“ im Ersten versendet. Der Sendeplatz hat ausnahmsweise seinen Grund.

miha.

## Ausgeschlupflocht

Steuern für BBC-Moderatoren

Freischaffende Moderatoren der BBC, die Steuerzuschläge ausnutzen, um statt der Einkommensteuer wesentlich niedrigere Körperschaftsteuersätze zu zahlen, werden künftig als Festangestellte arbeiten müssen. Die BBC will rund hundertdreißig Mitarbeiter, die ihre Dienste über steuerlich begünstigte Gesellschaften oder als Freischaffende deklarieren, mit Quellensteuerabzug auf die Gehaltliste setzen, um über den Verdacht der Steuerhinterziehung erhaben zu sein. Eine unabhängige Wirtschaftsprüfung habe bei dem jetzigen Arrangement „Schwächen“ und „Ungereimtheiten“ ausgemacht, gab der Sender zu. Auch seien Hinweise gefunden worden, dass die BBC bei der Aushandlung von zwei Verträgen „eine Bandbreite von Steuermöglichkeiten“ in Betracht gezogen habe, was nicht bedeuten müsse, dass die Rundfunkanstalt die Einrichtung persönlicher Gesellschaften gutgeheißen habe. Die BBC will, dass die Veränderungen in der Gehaltsstruktur für die Gehälterzahl „kostenneutral“ ausfallen. Die Moderatoren wehren sich gegen die daraus entstehenden Gehaltseinbußen. Der neue Regelung soll im Fall von 804 Moderatoren und anderen Mitarbeitern angewendet werden, die als Freischaffende mehr als 50.000 Pfund im Jahr verdienen. G.T.

# Der erste Enthüller – als der „Stern“ seine „Spiegel“-Affäre hatte

Was am 6. November 1952 für zwei Reporter und einen Redakteur der Illustrierten „Stern“ wie eine Niederlage aussah, war für die Freiheit und das Ansehen der Presse in der jungen Bundesrepublik ein Sieg. Wegen der Verbreitung unwahrer Tatsachen verurteilte der Richter am Landgericht Wiesbaden den Reporter Michael Heinze-Mansfeld, den Fotografen Rudolf Sievers und den stellvertretenden „Stern“-Chefredakteur Karl Beckmeier zu Geldstrafen zwischen zweihundert und 450 Mark. Das Urteil erging aus formaljuristischen Gründen, beim Strafmaß handelte es sich um die Mindestvorgabe. Noch im Gerichtssaal überreichte „Stern“-Chef Henri Nannen seinen Mitarbeitern als Zeichen seiner Anerkennung einen goldenen Stern.

Die wahren Verlierer des dreimonatigen Mammut-Prozesses, in dessen Verlauf 158 Zeugen gehört wurden, saßen auf der anderen Seite des Saals: Es handelte sich um die beiden Nebenkläger, die verantwortlichen Ärzte der Nervenambulanz Eichberg im Rheingau. Mit der Klage hatten sie auf „Stern“-Enthüllungen über die inhumanen Methoden reagiert, mit denen man in ihrer Heilanstalt Patienten traktierte. Erst die flächendeckende Berichterstattung über den Prozess rückte den Fall so ins Licht der Öffentlichkeit, dass er zum Skandal mutierte.

Dass es so weit kam, war vor allem Heinze-Mansfeld zu verdanken, geboren 1922 als Eckart Heinze in Posen. Der dekorierte Veteran, laut eigenen Angaben im Krieg zum Pazifisten geworden und nach einem Zwischenspiel bei einem „als pornografisch bezeichneten Magazin“ auf die Pirsch nach harten Themen gegangen, war durch einen Zufall auf die Zustände am Eichberg aufmerksam geworden. Schnell erkannte er die Brisanz des Falles, denn die Klinik besaß eine unrühmliche Vergangenheit: Zwischen 1942 und 1945 hatten Ärzte und Pfleger im Rahmen des NS-Euthanasieprogramms „T4“ in den Räumen des malerischen Anwesens behinderte Kinder und Erwachsene umgebracht.

Nach wochenlangen verdeckten Recherchen in der Klinik und in den Amtsstuben

Im November 1952 veränderte ein Prozess vor dem Landgericht Wiesbaden das öffentliche Bild der Journalisten. Im Zentrum des Geschehens stand der Reporter Michael Heinze-Mansfeld. Er hatte für den „Stern“ über inhumane Methoden in einer Nervenambulanz berichtet und etablierte damit den investigativen Journalismus in Deutschland.



Der Chefredakteur des „Stern“, Henri Nannen (links), gratuliert Rudolf Sievers und Michael Heinze-Mansfeld (rechts) 1952 im Landgericht Wiesbaden. Foto SZ Photo

verkauften Heinze-Mansfeld und Sievers ihr Material für 1250 Mark dem „Stern“, wo im Juli 1950 unter dem Titel „Wir fragen...“ eine Reportage erschien, die bild- und wortgewaltig die Misstände auf dem Eichberg anprangerte. Nach Heinze-Mansfelds Recherchen behandelten die Mediziner Hinsen und Ohm ihre Patienten mit so-

genannten Kotz- und Zementspritzen oder ließen sie zur Strafe in Eisbädern fixieren. Bilder von der Helotenarbeit der Unglücklichen in den umliegenden Weinbergen liefen den Eichberg eher als Straflager denn als Heilstätte erscheinen. Ein Patient, so Heinze-Mansfeld, war sogar an der fortlaufenden Gabe von Schlafmitteln gestorben.

Die Arroganz der Obrigkeit trat mit der Aussage des leitenden Oberarztes Ohm zutage. „Wenn Sie diese Dinge veröffentlichen, so kann ich Ihnen garantieren, dass sie auf Grund meiner Beziehungen von heute auf morgen kein Journalist mehr sein werden“, zitierten ihn die Reporter. Nach der Veröffentlichung schlugen Ohm und sein Chef Hinsen zurück und ließen die betreffende „Stern“-Ausgabe beschlagnahmen. Zwar setzte der Hessische Landtag als Reaktion auf die Berichte eine Untersuchungskommission ein, doch fand man bei einem angemeldeten Besuch in Eichberg keine Belege für die Vorwürfe der Journalisten. Nun zogen die Ärzte vor Gericht. Der „Stern“ konterte mit der Veröffentlichung von bis dato ungenutztem Material.

Das Verfahren begann im Juli 1952. Schon kurz nach Prozessbeginn wurde deutlich, dass über die strafrechtlich relevanten Punkte der Anklage hinaus eine andere, grundsätzliche Frage verhandelt wurde: Was darf der Journalismus? Kann er in Details über das Ziel hinausschießen, um bedeutende Misstände aufzudecken? Das Medienecho war gewaltig, in den Redaktionen setzte man die profiliertesten Schreiber auf das Thema an. Hermann Mostar für die „Stuttgarter Zeitung“ oder Jan Molitor alias Josef Müller-Marein für die „Zeit“ berichteten und bezogen Stellung für die Pressefreiheit. Molitor etwa griff den Anwalt der Ärzte an, dem „sein hohes Alter nichts gegen seine legere Eitelkeit geholfen“ habe, und beklagte die Verachtung, welche Anwälte und Richter gegenüber dem Berufsstand des Journalisten zeigten.

In der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 1. August 1952 war zu lesen: „Die allgemeine Prozessstimmung, die zunächst zu Ungunsten der angeklagten Journalisten war, hat sich in den letzten Verhandlungstagen merklich geändert.“ Das Gerichtsverfahren geriet für die Ärzte zum Waterloo. Im Vergleich zum herrischen Auftreten von Juristen und Medizinern beeindruckte Michael Heinze-Mansfeld Presse und Publikum mit seiner empathischen Art und seinem Ziel, jenen zu helfen, die dazu nicht selbst in der Lage seien. Einige

Ergebnisse seiner Recherchen konnten vor Gericht widerlegt werden – so gab der Reporter eine Ehrenerklärung zugunsten des Chefarztes Hinsen ab, den er fälschlicherweise als NS-Karrieristen dargestellt hatte. Gleichzeitig bestätigten Zeugen und schockierte Gutachter in vielen Punkten die Ausführungen zu den Verhältnissen in der Klinik. Besondere Brisanz barg eine Zeugnisaussage, anhand deren sich belegen ließ, dass Dr. Hinsen als Amtsarzt rechtswidrig die Polizei mit der Einweisung eines Patienten beauftragt hatte. „Der Patient begegnet also Hinsen im Gesundheitsamt und dann wieder Hinsen auf dem Eichberg“, berichtete der Betroffene.

Mit seinen Recherchen etablierte Heinze-Mansfeld den investigativen Journalismus in Deutschland. Laut eigener Aussagen war es sein Motiv, die Rückkehr zu NS-Verhältnissen in der Gesellschaft zu verhindern. Der „Parlamentarisch-Politische Pressedienst“ schrieb im September 1951 in einem vertraulichen Informationsbrief über Michael Heinze-Mansfeld: „Aus seinen Kriegserlebnissen heraus soll er besonders gegen jene Leute eingenommen sein, die unter Hitler zwar offiziell machten, sich aber gleichzeitig rückzusichern wussten, während die ‚Frontschweine‘ draußen verbluten mussten, und die nun auf Grund ihrer Rückversicherung wieder an die Spitze drängten.“

Seine Jugend und sein idealistischer Eifer unterschieden den Journalisten von vielen Kollegen – unter anderem beim „Spiegel“, der stets als Vorreiter der investigativen Berichterstattung gefeiert wird. Bewusst griff Rudolf Augstein auf belastete NS-Insider zurück, um anbrisanter Material zu gelangen. Der Medienwissenschaftler Lutz Hachmeister, der die Verstrickungen von „Spiegel“-Journalisten entdeckte, schrieb dazu: „Von taktischen Erwägungen und personalen Konstellationen hing es ab, ob der ‚Spiegel‘ jemanden wegen seiner NS-Vergangenheit verfolgte, und mit einem grundsätzlichen Verlangen nach moralischer oder politischer ‚Reinigung‘ hatte diese Kasuistik wenig zu tun.“ Was Heinze-Mansfeld nicht wusste: Auch das eigene Blatt war besetzt mit

Journalisten mit zweifelhafter Vergangenheit. Nannen hatte seit 1948 zahlreiche Kameraden aus den Propagandakompanien um sich geschart. Die produzierten ein Blatt, dessen paradoxe Themenstruktur den gesellschaftlichen Widersprüchen der damaligen Zeit entsprach – die Phalanx aus Starkult, Sensationsberichten und Polemiken gegen die Besatzer wurde dann und wann durchbrochen von Glanzstücken des kritischen Journalismus.

Für Michael Heinze-Mansfeld markierten seine Berichte im „Stern“ den Beginn einer kurzen, aber schillernden Karriere als Journalist: 1951 enthielt er im Rahmen einer Serie in der „Frankfurter Rundschau“ die braune Vergangenheit vieler deutscher Diplomaten. Bundeskanzler Konrad Adenauer konnte nicht verhindern, dass auf Antrag der SPD ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss eingesetzt wurde. Das Profil von Heinze-Mansfeld kam in jenen Zeilen zum Ausdruck, mit denen die Berliner Zeitung „Telegraf“ sein Auftreten vor dem Ausschuss beschrieb: „Den Ausschussmitgliedern aus der Koalition war nicht sehr wohl bei der Sache, und der Zeuge gefiel ihnen nicht.“ Der Reporter erreichte sein Ziel: Die Personalpolitik des Auswärtigen Amtes änderte sich in den folgenden Jahren – genauso wie die Struktur des Anstaltswesens in Hessen nach der Eichberg-Affäre. Heinze-Mansfeld stieg 1954 zum Chefredakteur bei Ullstein auf.

Gegen Mitte der fünfziger Jahre wandte sich der Journalist unter dem Pseudonym Michael Mansfeld dem Verfassen von Drehbüchern zu, schrieb das Skript zum Antikriegsdrama „Die Brücke“, das von Bernhard Wicki verfilmt wurde. Heinze-Mansfelds journalistische Pioniertaten aber gingen im Strudel der restaurativen fünfziger Jahre, geprägt von der Rückkehr alter Eliten und NS-Funktionäre, unter und wurden später von der „Spiegel“-Affäre überlagert. Das Urteil aus dem Eichberg-Prozess kassierte der Bundesgerichtshof 1954 mit Verweis auf das Straffreiheitsgesetz – eine Ironie des Schicksals: Gedacht war das Gesetz eigentlich, um Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher zu rehabilitieren – und damit jene Gestalten, denen Heinze-Mansfeld den publizistischen Kampf angesagt hatte. TIM TOLSDORFF